

Am anderen Ende von und mit Brot für die Welt

Im Namen der Landjugend unterwegs in Argentinien und Paraguay – Teil 2

Dass ich mit dem Bus auf dem Weg nach Campo Nueve in Paraguay war, hatte ich bereits im letzten LaMa berichtet. Hiermit begann nun der zweite Teil unserer Südamerikareise. Auch wenn der Flughafen Puerto Iguazú einige Kilometer von den berühmten Wasserfällen entfernt liegt, konnte man im Landeanflug bereits einen Eindruck vom gewaltigen Rio Parana gewinnen. Auch die Nebelschwaden der Wasserfälle sind vom Flieger aus erkennbar, doch dazu kommen wir noch.

Die Landebahn des Flughafens liegt vom Flieger aus gesehen mitten im Regenwald. Außerhalb des Flughafens wurden wir nicht nur von der tropischen Hitze, sondern auch von der tropischen Geräuschkulisse und dem Anblick imposanter Palmen erschlagen.

Am frühen Abend gelandet, mussten wir gerade einmal anderthalb Stunden auf unseren kleinen Reisebus warten. Doch zu früh gefreut. Da die Klimaanlage des Busses defekt war ging es als erstes in einen Vorort zu einer für unsere Verhältnisse sehr interessanten Bastlerwerkstatt. Nebenan wurde ein Käfer repariert, alles wirkte wie in einer Reportage über Kuba. So nutzten wir den anderthalbstündigen Aufenthalt um den Sternenhimmel der Südhalbkugel zu betrachten und um einem beleuchtungslosen, schrottreifem Auto zwischen zwei Fehlzündungen über den Berg zu helfen. An dieser Stelle muss man auch als Vertreter einer von überzogenen Auflagen gequälten Berufsgruppe eingestehen, dass TÜV und AU doch etwas für sich haben und wir froh sein sollten, dass sich bei uns der Geruch eines vorbeifahrenden Mopeds absetzt.

Nachdem die Klimaanlage fertig geflickt war ging es endlich weiter. Zwar gibt es eine Fährverbindung, welche Argentinien und Paraguay über den Rio Parana verbindet, jedoch kam unser Flieger hierfür zu spät an und so ging es zunächst einmal nach Brasilien. Außerhalb des für uns selbstverständlichen Schengen-Raums bedeutet dies: Alle aussteigen, warten, Pässe vorlegen, warten, Daumen drücken, warten, weiter. Selbst das Fährschiff hätte eine höhere Durchschnittsgeschwindigkeit erreicht. Dafür bot sich bei einem Zwischenstopp an einer brasilianischen Gaststätte die Gelegenheit einen kurzen Eindruck einer echten brasilianischen Samba-Show zu bekommen. Danach ging es zum paraguayischen Grenzübergang. Schade, dass man hier nicht fotografieren darf! Hinterm Tresen hatten es sich die beiden Grenzer beim über'm Ofen gekochten Mate in ihren 70er-Jahre Sesseln gemütlich gemacht und guckten eine spanischsprachige Seifenoper. Leider hat Paraguay viele Baustellen, die ersten beiden, die uns auffielen, waren nicht vorhandene Pass-Auslesegeräte und nicht vorhandene Englischkenntnisse des Grenzpersonals. Dios mio!

Nun ging es noch drei Stunden mitten durch die Nacht bis wir gegen ein Uhr nachts in Campo Nueve („Camp Nr. 9“) ankamen. Wir bezogen Quartier im besten und ältesten Ho(s?!)tel der Stadt, dem Alff. Es ist tatsächlich aufgrund der großen optischen Ähnlichkeit des Chefs nach dem berühmtesten Bewohner des Planeten Melmark benannt und im Gegensatz zu vielen russischen Gebäuden fehlte hier von Katzen jede Spur.

Campo 9 heißt eigentlich Doctor Juan Eulogio Estigarribia, doch Campo 9 passt schon ganz gut. Es handelt sich um eine richtige „Boom-Town“ wie im wilden Westen. Noch bis vor 20 Jahren zählte man keine 10.000 Einwohner, das Alff war die einzige Schlafgelegenheit. Dann wurden GVO-Nutzpflanzen eingeführt und Campo 9 entwickelte sich zum agroindustriellen Zentrum mit heute knapp 40.000 Einwohnern, mehreren Banken und einer Art sporadischem I-Store. Vor den Toren der Stadt stehen große Mühlenbetriebe, die Großmolkerei Lactolanda sowie diverse Landhändler. Tatsächlich stehen alle Gebäude in Campo 9 höchstens in zwei Lagen entlang der die Stadt durchquerenden

Bundesstraße, welche gesäumt ist von ca. 6x9 m großen Reklametafeln, auf welchen die neuesten Betriebsmittel und Saatgutzüchtungen von DuPont, Syngenta, Bayer und Co. beworben werden.

Am nächsten Morgen ging es für uns nach dem Frühstück, bei welchem man den ersten Maniok probieren konnte, zu Oguasú. Oguasú ist der Name einer Partnerorganisation von Brot für die Welt, welche sich in Paraguay für die Rechte sowie die Ausbildung von indigenen Gemeinden einsetzt. Dabei konzentriert sich die Zusammenarbeit auf das Volk der Mbarigui/Mbya. Neben dem Büro in der Hauptstadt Asunción stellt das Regionalbüro in Campo 9 das Arbeitszentrum von Oguasú dar. Nach einer ausführlichen Vorstellungsrunde machten wir uns auf, um eine von Oguasú betriebene weiterführende Schule zu besichtigen.

Da wir bei Nacht angereist waren, konnten wir uns jetzt erst ein Bild von der Umgebung machen. Im Südosten Paraguays ist das Klima viel feuchter und auch bereits wärmer zu dieser Jahreszeit als zuletzt in der Region Salta/Tartagal in Argentinien. So ist auch die gesamte Vegetation viel „grüner“ und die Struktur der Landschaft eher mit der unseren vergleichbar. Natürlich sind auch hier die Flächen sehr groß, jedoch schafft das kupierte Gelände zusammen mit den Palmen an den Feldrändern ein fast schon idyllisches Bild. Vor allem der Boden, welcher noch roter war als die Erinnerungen an die Bilder aus dem Erdkundeunterricht erwarten ließen, war beeindruckend.

Die weiterführende Schule, die wir besuchen wollten lag inmitten einer Mennonitensiedlung. So mussten wir beim Verlassen der Hauptstraße zunächst einmal einem Wächter Rede und Antwort stehen, welcher in der prallen Sonne unter dem imposanten Eingangsschild zur Kolonie seinen Dienst verrichtete. Auf diesem Weg bot sich ein bizarres Bild, welches wohl keiner von uns erwartet hatte. Mennoniten sind eine christliche Glaubensgemeinschaft, welche aus der Täuferbewegung der Reformationszeit zurück geht und ihren Ursprung in Friesland hat. Sie leben in eingeschwoener Gemeinschaft in großen Siedlungen mit dörflichen Strukturen und betreiben häufig Landwirtschaft. Von der NLJ aus hatten wir schon einmal auf unserer Kanada-Reise mit ihnen Kontakt. Aus unserer Perspektive pflegen sie ein sehr konventionelles Sozialleben und ihre Einstellung zu Alltagsgegenständen unseres technischen Zeitalters ist je nach Gemeinde sehr verschieden, was sich auch in der Landwirtschaft zeigt. So gab es in Kanada Gemeinden, die alle modernen technischen Möglichkeiten in der Landwirtschaft nutzten und sich nur im Sozialleben absetzten und auf ihren Traktoren und in ihren Autos keine Radios hatten, da diese Hektik verbreiten und Kommerz anregen. Die nächste Gruppierung setzte zwar Technik ein, jedoch nur in einem gewissen Maße. So nutzte sie zwar Traktoren, jedoch nur bis 100 PS und ohne Kabine, da dies komfortabler Schnickschnack gewesen wäre. Die letzte Gruppierung verzichtete ganz auf mobile Motorisierung und setzte höchsten stationäre Motoren oder Aufbaumotoren ein und bewegte alles mit Pferdefuhrwerken. Ungeachtet der Ablehnung von Motoren und Medien als Treiber einer immer hektischer werdenden Gesellschaft setzten sie jedoch alle gentechnisch verändertes Saatgut im Pflanzenbau ein, da dies eine hervorragende Erfindung sei um Gottes Auftrag „Seit fruchtbar und mehret euch“ gerecht zu werden. Mit diesen Erfahrungen im Hinterkopf war ich sehr gespannt darauf, auch etwas über Mennoniten in Südamerika zu erfahren.

Auf unserem Weg zur Schule fuhren wir über eine durch die Felder getriebene feuerrote Piste, links und rechts von uns junge Bestände von Soja und Mais, die ganze Vegetation war im Werden. Im Gegensatz zu den menschenleeren Feldblöcken in Tartagal waren hier etliche kleinere Betriebe, meistens mit Milchviehhaltung auf der Weide, entlang der Straße angesiedelt. Ähnlich wie zu Hause hatten sie an ihren Hofeinfahrten häufig Schilder aufgestellt, welche den Familiennamen auswiesen und mit Fotos von Holsteinkühen geschmückt waren. Durch die Geschichte der Mennoniten las man so häufig auf den Schildern „Finca Hildebrandt“, also „Bauernhof Fam. Hildebrandt“, sodass doch einiges dort an die gute alte Heimat erinnerte und auch der Milchsammelwagen drehte gerade seine Runden.

An einer landschaftlich beeindruckenden Stelle machten wir halt, um uns den Boden genauer anzugucken. Es war eine recht hoch gelegene Stelle, sodass die Piste ins Gelände getrieben und die umliegenden Felder ca. einen Meter erhöht lagen. Auf den angrenzenden Feldern waren etliche Mbya mit Hacken bewaffnet, um die Felder von sog. Superweeds, gegen Glyphosat resistente Unkräuter, zu befreien. Wir fachsimpelten eine ganze Weile über das Gefüge des Bodens, sein Ertragspotential und wie lange dieses Landnutzungssystem unter den dortigen Bedingungen betrieben werden kann. Andres berichtete außerdem bereits etwas über die mehrere 100.000 Hektar umfassende Mennonitenkolonie und wie diese sich vor allem in den letzten 20 Jahren entwickelt hat. So hat der lukrative Sojaanbau dank der Einführung von GVO Anreize für weitere Rodungsprojekte geschaffen und es fielen Einnahmequellen für die Indigenen weg, welche zuvor arbeitsintensivere Kulturen wie Speisebohnen betreut haben. Über die Landpreise lagen unterschiedliche Angaben vor, laut Andres werden über 25.000 Euro je Hektar gezahlt. Unsere Reisegruppe erweckte die Aufmerksamkeit zweier Personen auf einem der Felder. Sie fragten auf Spanisch nach unserem Anliegen, ihre Anwesenheit schien Andres sichtlich zu beunruhigen. Wir sagten, dass wir Landwirte aus Deutschland seien, die auf dem Weg in die indigene Schule sind. Die beiden stellten sich als ein Ackerbauer aus der Mennonitensiedlung und sein Pflanzenbauberater heraus. Kurioserweise setzte sich die Unterhaltung auf Deutsch und versuchsweise auch auf Plattdeutsch fort, welches die Alltagssprache der Mennoniten ist. Der Herr war wohl beunruhigt, dass wir entweder Investoren oder Umweltschützer seien und uns unangemeldet zwischen seinen Ländereien aufhalten. Wir nutzten den Zufall, um ein paar fachliche Fragen stellen zu können. So werden über drei Tonnen je Hektar an Soja geerntet. Pro Jahr können zwei bis drei Ernten eingefahren werden, wobei jede zweite Frucht Soja ist und abwechselnd vor allem Mais und klassisches Getreide dazwischen stehen. Stellenweise wird auch in Selbstfolge angebaut, sodass Soja einen Anbauumfang von ca. 60 % hat. Dabei erfolgt der gesamte Ackerbau in Direktsaat, um eine Bodenbedeckung ganzjährig zu gewährleisten. Interessanterweise bemühen sich die Mennoniten selbst um die Schulbildung ihrer Kinder. Allerdings besucht niemand eine weiterführende Schule oder macht eine Ausbildung. So dauert die Schulzeit nur 6 Jahre, in derer Mathematik, Deutsch, Plattdeutsch, Spanisch und Guarani (Sprache der Ureinwohner und zweite Amtssprache) sowie (mennonitische) Kultur-/Geschichte gelehrt werden. Das Fachwissen für den beruflichen Alltag erlernt man von den Eltern und neues Fachwissen, zu meinem Erstaunen, nahezu ausschließlich von den Verkäufern und Vortragsveranstaltungen von Monsanto und Co. Immerhin bekommt man durch solche Begegnungen viel Argumentationsgrundlagen dafür, nachdem man die halbe bisherige Lebenszeit mit Schule, Lehre und Studium verbracht hat, dass wir in Deutschland unter viel höheren Umweltauflagen und damit teurer produzieren als dieser selbstbewusste junge Mann. Auch wenn unser fachliches Interesse und die deutsche Sprache dazu beigetragen haben das Gespräch aufzulockern, ist die Stimmung zwischen dem Mennoniten und Andres die ganze Zeit über angespannt gewesen. Wir verabschiedeten uns freundlich und nachdem wir die Gelegenheit für ein paar einmalige Postkartenmotive ausgenutzt hatten machten wir uns weiter auf den Weg zur Schule.